

Die Schauspielerin, Von Pantelejmon Romanov

I.

In den Arbeitervierteln war der Name der revolutionären Schauspielerin Anna Reingardt allgemein bekannt und durch ihre antireligiösen Aufführungen berühmt geworden.

Ihre neue Phantomime „Der Aufstand“ rief helle Begeisterung in den Reihen des Arbeiterpublikums hervor.

Und diese kleine, goldhaarige Frau, wurde von den Arbeitern nicht anders als „unsere Künstlerin“ genannt, weil niemand mit so viel Wahrhaftigkeit und so viel Aufrichtigkeit wie sie spielte.

Früher einmal die Besitzerin eines großen Gutes und einer reichen Villa, hatte diese Frau während der Revolutionsjahre vieles mitmachen müssen. Früher hatte sie durch ihre Stimme und ihre Munnut stets ihre Gäste begaubert; nun wollte sie ihre Begabungen dazu verwenden, sich ihr tägliches Brot verdienen zu können, um nicht Hungers sterben zu müssen. Aber sie sank tiefer und tiefer und für drei, ja für zwei Rubel sang sie in Bierhallen und billigen Kabarets, und war dabei gezwungen, in kleinen, schmutzigen Korridoren — da keine Ankleideräume vorhanden waren — zu warten, bis sie an die Reihe kam.

Und wie schwarz war es, ihre Würde zu bewahren, inmitten von frechen, gewissenlosen Menschen, denen es vollkommen gleichgültig war, auf welche Weise sie ihr Brot verdienen!

Und sie glitt in ein solches Elend, wo man jede Begegnung mit Bekannten meidet und nicht auf die Straße geht, um nicht an den Bäckertüren mit den verlockend ausgebreiteten Semmeln vorbeigehen zu müssen.

In der letzten Zeit hatte sie keinen Puder mehr (so etwas hätte sie sich nie in ihrem früheren Leben vorzustellen vermocht!), und verwendete statt dessen Zahnpulver, aber sie verging dabei vor Scham vor sich selbst. Sie war nicht mehr in der Lage, ihre Wäsche der Wäschefrau zu geben, so verriegelte sie die Türe und wusch selbst ihre Hemden in der Suppenschüssel. Und als ihr nur noch ein Hemd verblieben war, da mußte sie rasch ein anderes aus einem Kissenbezug machen, indem sie die Ecken wegschnitt und eine Öffnung für den Kopf machte.

Aber Zahnpulver hat Puder, das bedrückte sie noch mehr als der Hunger, noch mehr als der Mangel an Wäsche! Sie wußte selbst nicht warum.

Wenn man ihr sagte, daß das alte Leben nicht mehr wiederkomme, daß man sich an das neue anpassen müsse, empfand sie nur noch vermehrte Schreden davor.

Was heißt das — sich an das neue Leben anpassen? Das heißt, an Gott nicht mehr glauben, auf den Fußboden spucken dürfen, mit schmutzigen Nägeln herumlaufen und Willen wegnehmen können?

Nein, lieber sterben!

Und was kann es schon Anziehendes in einem Leben geben, das die zarten Elegien Tschaikowskys nicht braucht, nicht die durch jahrhundertelange Kultur verfeinerten zarten

Frauenhände, nicht diese rührende Unbeholfenheit, durch welche sie einß die Leute ihrer Gesellschaft begauberte?

Und plötzlich diese Wandlung! Das Leben wurde fast erträglich, sie hatte jetzt Wäsche, Puder und sogar Parfüm. Jemand ein schwarzhaariger Mann injenierierte ihr eine Phantomime nannte sie „Der Aufstand“ und von dieser Zeit an lächelte ihr das Glück zu.

Sie wußte selbst nicht, warum ihr Spiel eine solche Begeisterung hervorrief. Sie spielte so einfach und naiv, wie sie lebte. Anders zu spielen hätte sie auch nicht vermocht. Aber sobald sie sich nur auf der Bühne zeigte, erstarrte das Publikum (sie fühlte das deutlich).

Vielleicht deshalb, weil sie ihre Stimmungen nicht durch Worte, sondern nur durch Bewegungen ausdrückte?

Vielleicht war der Eindruck so stark, weil diese kleine Frau einen zarten, zerbrechlichen Körper und unschuldige Kinderangen hatte, aus denen irgendeine ungewöhnlich rührende Wahrheit schaute.

Vielleicht beides zusammen. Aber der Eindruck ihres Spieles war einzigartig.

So konnte nur jemand die Zuschauer gefangen nehmen, der selbst tief erlebt hat, was er auf der Bühne darstellt!

Das Arbeiterpublikum ist sehr feinfühlig für wahrhafte Darstellung. Es hört deutlich den falschen Ton, wenn bürgerliche Schauspieler mit ihrer raffigen kultivierten Stimme Volksausdrücke gebrauchen, die im Leben ganz ungekünstelt gesprochen werden. Sie fühlen das Falsche, die Nachahmung in der Stimme. Aber Arbeiterpublikum ist auch sehr nachsichtig. Kläffst grobhalbig und lacht auch dann, wenn das Spiel nicht sehr gelungen ist. Dazu ist es ja Bühne, es geschieht ja das nicht in Wirklichkeit und zu ernst muß man es ja auch nicht nehmen. „Sie bemühen sich doch für uns.“ Und Arbeiter verlassen niemanden ohne Ermütigung, auch den schlechtesten Darsteller nicht.

Wenn aber wirklich gespielt wird, erkennen sie es gleich und ihr Beifall klingt dann schon ganz anders.

II.

Im Zuschauerraum beschäftigt alle, die das neue Stück noch nicht gesehen haben, die Frage: Wie kann diese kleine zerbrechliche Frau nur durch Tanz allein einen Aufstand zeigen? Ja, dazu müßte man eine ganze Masse vor sich haben! Wie wird sie das so ganz allein machen?

Der Vorhang geht auf. Zuerst treten Sänger in Panzertracht und neuen Bastschuhen auf, singen, fucheln mit den Händen und tanzen nach russischer Art in Stiebbewegungen. Dabei sieht man bei einem roten Bauernkerl in unnatürlich reinem unzerfärbtem Hemd und in neuen, noch nicht getragenen Bastschuhen schwarze Haare unter der zerzausten roten Perücke herborgucken. Und weil er es gar nicht bemerkt, wirkt es so komisch. Dieser unnatürliche Eifer in seinem Spiel erweckt den

Wunsch, ihn anzuspornen. „Er verdient auch nicht leicht sein Brot“, denkt jeder.

Dann folgt ein Diseur auch in Bastschuhen und auch in roter Perücke, mit Erzählungen aus dem Leben des Volkes, dessen Salz nur darin liegt, daß er die Worte unrichtig ausspricht, wie er glaubt, daß unwissende Leute sie aussprechen müssen.

Eigentlich könnte man sich dafür beleidigt fühlen, aber auch diesem Manne wird gutmütig Beifall gespendet.

Der Vorhang senkt sich. Der Veranimator tritt auf und meldet laut, wie jemand, der schon lange auf sich warten läßt:

„Anna Reingardt wird ihr neues Stück „Der Aufstand“ vorführen!“

Alles erstarrt. Es ertönen dumpfe, drückende Laute einer Musik, die von jenseits dieser dicken düsteren Mauern zu kommen scheint. Der Vorhang breitet sich rasch und laut, los auseinander.

Die Bühne stellt einen Kerker dar. Eine Ecke der Bühne bildet eine Mauer aus dickem grauen Stein mit Kalkrinnen; ein Bündel Stroh auf der Erde und darüber ein kleines vieredriges Fenster mit einem dicken Gitter. In der anderen Ecke steht ein Betpult, mit rotem Samtisch bedeckt, darauf ein aus Holz verfertigtes Kreuz und eine Bibel.

Alle Augen wenden sich nach der offenen Kerkertür, zu welcher man durch Steintrufen gelangen kann. Was wird von dort kommen?

Es ertönen einige abgebrochene Akkorde, so, als wären die Saiten eines Klaviers gerissen, und im selben Augenblick, wie durch einen kräftigen Stoß des Henkers hingeworfen, rollt ein zerbrechlicher Körper von den steinernen Stufen herab.

Im Saale erstarrt alles vor Grauen.

Da ist sie: ihr kleiner Körper, wie ein Bündel zusammengerollt, liegt hilflos auf dem steinernen Boden. Man kann nur ihren zarten schmalen Rücken und ihr aufgelöstes üppiges Haar auf dem Boden liegen sehen. Langsam richtet sie ihr Haupt auf, dann den Körper, und auf den Knien kauern, im Gesicht noch den Ausdruck des erschrockenen Stannens über den eben erhaltenen Schlag, betrachtet sie voll kindlicher Angst den Kerker, das Stroh auf dem Boden, das Gitterfenster.

Diese Augen drücken nicht jenen übertriebenen Schmerz und Schreden aus, wie man dies gewöhnlich auf der Bühne sieht. Ihr Gesicht ist das Gesicht eines Kindes, dessen Tränen über erlittenen Schmerz noch nicht getrodnet sind, dessen Aufmerksamkeit aber schon von einem neuen Bild gefangen genommen wird. Dieses Bild ist ungemein armfelig. Ein Bündel Stroh und ein Gitterfenster. Man merkt deutlich, daß ihr Gehirn von der blickartigen Erkenntnis ihres lebendigen Begrabenswerdens durchzuckt wird.

Sie springt auf, stürzt sich zur Tür, hängt sich mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf den schweren Riegel — und in grenzenloser Verzweiflung ihrer Ohnmacht beißt sie sich in die Hände.

Für sie gibt es keine Zuschauer mehr. Hinter ihrem Rücken gibt es keine Menschen mehr in Saale. Sie steht ganz allein vor dieser für alle Ewigkeit geschlossenen Tür. Man kann nur mit dem Kopf an sie schlagen und sich verzweifelt in die Hände beißen, um den Schmerz über das lebendig Begrabensein zu betäuben.

Und ein einziger Gedanke durchzuckt die Gehirne dieser hunderte Menschen, die im Saale sitzen: Sich auf diese Tür zu stürzen, denn so vielen kräftigen Arbeiterschultern würde nicht nur die Tür, sondern auch die steinerne Mauer nicht widerstehen können.

Da plötzlich erbebt etwas im Gesicht dieses Kleinen, gequälten Weibes. Ihr Blick fällt auf das Pult mit dem Kreuz darauf. Dieser rote Stoff ist das Sinnbild ihres Blutes, welches vielleicht morgen, vielleicht heute schon fließen wird. Ihre Augen öffnen sich weit, voll stummen, wortlosen Schreckens; eine religiöse Regung macht diesem Schrecken Platz — die Ergebenheit. Mit vorgegestreckten Armen, mit über die bleichen Wangen rinnenden Tränen kriecht sie auf den Knien zum Pult — wie ein zerstücktes Nichts.

Aber plötzlich richtet sie ihr Haupt empor, als wäre sie durch irgend einen Gedanken überzuckt; unverwandt schaut sie auf das Pult, auf das Kreuz, richtet sich auf, geht hin — und mit einer Neugierde, als erwache in ihr jetzt eine neue Erkenntnis, beirachtet sie diese Dinge, betastet sie und fährt sich dann mit den Händen über die Augen, als wolle sie sich von irgend einer Hypnose befreien.

Plötzlich stutzt sie und lauscht aufmerksam irgendwelchen Tönen, die von jenseits der Bühne kommen. Sie fährt auf. Das Kreuz noch in der Hand festhaltend, wendet sie sich der Tür zu. Die Töne hinter der Bühne kommen näher und näher, sie erkennt jetzt deutlich den Revolutionsmarsch und hört laufende Schritte von hunderten von Fühen. „Steg!“

Ihre Augen fliegen von der Tür zum Fenster und im Nu verwandelt sich ihr Gesicht. Eine aufstrebende übermenschliche Freude beleuchtet es und die Menschen im Saale, ohne es zu dessen bewußt zu werden, widerspiegeln dieses Lächeln des Sieges und der Freude. Man hat keine winzige, unglückliche Sklavine mehr vor sich; sie streckt sich, wächst empor, ihre Augen werden groß und strahlend und in einer plötzlichen Umwandlung zerbricht sie geräuschvoll das Kreuz an ihrem Knie, stampft mit den Fühen darauf und vom Pult das rote Tuch herunterreichend, stürzt sie sich damit wie mit einer Siegesfahne durch die jetzt vor ihr sich öffnende Tür den von draußen kommenden Schritten entgegen . . .

Im Saale kennt die Begeisterung keine Grenzen mehr, die Leute schreien, klappern mit den Stühlen, winken ihr mit den Händen zu. Und sie, wieder eine kleine, hilflose Frau geworden, tritt auf die Bühne, streckt wie ein Kind die Arme aus mit einer Gebärde, als wolle sie ihre Seele restlos diesen Menschen hingeben, verneigt sich und lächelt mit einem stillen, klaren Lächeln.

Die Vorstellung ist zu Ende. Sie wischt sich im Ankleideraum die Schminke vom Gesicht, schließt ihr Kofferchen, nimmt die 10 Rubel Honorar in Empfang und geht fort. Kommt nach Hause, öffnet ihr Zimmer. Ein großes, altertümliches Bett, zwei Ahnenbilder in Generalsuniform, ein Tisch mit einer Kaffeekanne darauf bilden die Einrichtung. Jetzt kann sie schon wieder Kaviar mit Brot essen, Kaffee mit Milch trinken.

Es ist schon spät. Sie kleidet sich aus und stellt sich mit den Kleinen, nackten Fühen auf den Teppich vor dem Bett und betet lange und inbrünstig vor dem Kreuzifix, das über dem

Kopfe hängt. Die dünnen Fingerchen sind fest zusammengefaltet, pressen sich auf der Stirn und sich am Boden niederlassend, liegt sie lange wie ein Klümpchen dort.

Sie bittet den Allmächtigen, er möge sie verstehen und ihr vergeben, denn alles das war

ja nur für die Bühne. Ihm aber bleibt sie genau so ergeben wie früher — mit ihrer ganzen Seele.

Aber Zahnpulver statt Puder zu benützen, das kann sie nicht mehr.

(Uebersetzen von R e c h a R a t.)

„Gründe“ für Ehescheidungen

Eine amtliche Statistik

(M.F.P.) New York.

In Washington besteht ein Institut, dessen Angestellte vom Staate dafür bezahlt werden, daß sie das soziale Leben der U.S.A. erforschen. Im Mittelpunkt der Fragen, die die Beamten zu prüfen haben, steht die Ehe und die Ehescheidung; eine Statistik, die alljährlich einmal herausgegeben wird, faßt die Gründe zusammen, aus denen die einzelnen Ehen zerbrechen. Aus dem trockenen Zahlenmaterial, das den statistischen Niederschlag Tausender von Ehetragödien und Hunderte von Ehesombdrien bildet, fallen besonders jene „Gründe“ ins Auge, die zumeist als „mental cruelty“ zusammengefaßt, im einzelnen doch so unwahrscheinlich und originell sind, daß es sich lohnt, einige Muster von nicht musterhaften Ehen herauszunehmen. U. a. wurden geschieden:

Drei Paare, weil die Männer sich ohne stichhältigen Grund geweigert hatten, das Bridge-Spiel zu lernen (Verschulden der Männer).

56 Paare, die sich über die zu wählenden Taufnamen des neugeborenen Babys nicht einigen konnten (beiderseitiges Verschulden).

Ein Paar, wo die Frau sich geweigert hatte, ein Luxus-Auto statt ihres alten Ford-Wagens als Geschenk vom Manne anzunehmen; wodurch der Kredit des Mannes untergraben wurde (Verschulden der Frau).

19 Paare, bei denen einer der Ehegatten vom „Kalorien- und Vitamin-Wahn“ befallen war und versucht hatte, dem anderen Teil die eigenen medizinischen Prinzipien mit Gewalt beizubringen (17 Fälle Verschulden der Frau).

30 Paare, weil die Frau sich die Nägel zu auffällig lackiert oder den Mund in „unpassender Weise“ angemalt hatte (Verschulden der Frauen).

1022 Fälle Trunksucht (meist des Mannes Verschulden).

84 Fälle Tabakmißbrauch (je 17 Schuldige).

Ein Paar, bei dem der Mann infolge von drei hintereinanderfolgenden Zwillingen, bzw. Drillingsgeburten der Frau in Schulden geraten war (Verschulden des Mannes).

69 Paare, bei denen die Frau sich nicht um den Mann kümmerte, sondern tanzte (meist Verschulden des Mannes!).

Zwei Paare, weil der Mann dadurch Konfliktstoff in die Ehe brachte, daß er seinen Kindern die Spielsachen fortnahm, um selbst damit zu spielen (Verschulden des Mannes).

Zwölf Ehen wegen Meinungsverschiedenheiten über die Brauchbarkeit des Hauspersonals (sämtlich Verschulden des Mannes).

Sechs Paare, weil die Frauen selbst zugaben, ihre Hunde mehr als ihre Männer zu lieben (Verschulden der Frauen).

112 Paare wegen Meinungsverschiedenheiten über Baritracht des Mannes (Verschulden geteilt).

589 Paare wegen „ungehörlicher Worte“ und „erniedrigender Behandlung“ (sämtliche Verschulden des Mannes; beliebtester und leichtester Scheidungsgrund).

Dazu kommen noch Geiz, Verschwendungssucht und sämtliche menschlichen Charakterchwächen als Scheidungsgründe.

Wenn das Auto eine Stadt baut

E. C. Los Angeles ist mit seinem weltbekanntem Bezirk Hollywood eine werdende Stadt. In der Fläche ist sie die größte Stadt Amerikas, größer selbst als New York mit seinen 8 Millionen Einwohnern, obgleich es mit den 70 Städten zusammen, mit denen es verbunden ist, nur 1 1/2 Millionen Einwohner hat. Die Stadt wächst von Tag zu Tag. Ununterbrochen sind die Stadt- und die Grafschaftsverwaltung dahinter, Gelände zu erschließen, mitten in der Stadt, in der Umgebung der Deltürme, die oft auch in schon sehr belebten Stadtteilen plötzlich vor dem Blick aufstauen; aber noch mehr ist dieses Werden im Außengelände zu beobachten. In den Hügeln von Hollywood, die auf zanderlich verschwiegenen Pfaden den einsamen Bergsteiger oft in Gegenden versehen, die es mit jeder Alpenlandschaft an landschaftlichem Reiz aufnehmen, in diesen Hügeln sind ununterbrochen Pioniere am Werk, das Land baureif zu machen, d. h. Straßen zu bauen und in ihren Bauch gleich Wasser-, Gas- und elektrische Leitungen zu versenken und an ihrem Rand die Straßenlaternen aufzustellen.

Das reizt die Bautätigkeit an und die Stadt wächst, nicht nur Häusern und Bewohnern, mit diesen auch an Steuerkraft, an Bedeutung. Eine Auge vorausschauende Politik. An solchen Straßen werden die Häuser oft wie Kester über den Abgrund gebaut. Alle diese

Straßen in die Hügel werden zunächst nur zweispurig gebaut, zwei Autobreiten. Kein Bürgersteig. Wozu auch? Die Fußgänger sind eine verschwindende Minderheit. Oft stößt man als einsamer Wanderer erst nach 5 oder 10 Minuten auf das nächste Haus. Die Hundehunde haben sich dem schon angepaßt. Das noch so lärmende Auto schreckt sie nicht auf, aber den Wanderer bellt sie an. Er ist für sie die völlig unbekannte Erscheinung. Auch die vierspürigen Hauptstraßen haben keine Seitenwege für Fußgänger.

Im flachen Stadtgelände, das sich von den Hügeln bis zur See erstreckt, werden auch die schmalsten Straßen von Haus aus vierspurig angelegt, die meisten in sechs Autobreiten, alle großen Verkehrsadern aber, wenn sie heute auch noch durch Wüsten oder Oelgelände führen, achtpurig.

In Los Angeles kommt auf je anderthalb Einwohner ein Auto. Vor der Universität stehen täglich so viele Autos der Lehrer und Studenten, daß ein Statistiker ihren Wert mit 8 Millionen Dollar errechnen konnte. Solcher rasender Entwicklung eines modernen Verkehrsmittels muß eine Stadtverwaltung natürlich Rechnung tragen. Darum spart Los Angeles mit dem Platz für Fußgänger und es ist freigebig mit dem Platz für die Autos, und morgen vielleicht wird sie eher für Flugplätze als für Bürgersteige vorsorgen. Der Mensch auf Rädern oder gar der geflügelte braucht keine Bürgersteige.

Ballade vom sonderbaren Fischzug

Als es geschah, da war die Welt noch klein
 Und durch die Völker ging der Menschenohn,
 Der wollte aus dem Elend sie befrei'n, —
 Wie alles endete, das wißt Ihr leider schon:
 Das Volk blieb arm, die Pharisäer reich,
 Und die Kamele kommen in das Himmelreich.

Im See Genezareth, da fischten sie zur Nacht
 Und fuhren morgens leer zurück zum Strand;
 Sie hatten nicht ein Fischlein eingebracht. —
 Da rief der Herr: „Fischt doch zur rechten Hand!“
 Nun warfen sie das Netz zur rechten Seite aus
 Und — brachten überreichen Fang nach Haus.

Da staunten die Jünger und priesen des Göttlichen Ehre,
 Doch gibt es kein Wunder, das heute noch dankenswert wäre.

Zwei Jahrtausende später, in Amerika,
 Gesah ein ähnlich wunderbarer Fang.
 Da fuhren Fischkutter von Kanada
 Hinüber zur Neufundlandbank.
 Kaum tauchten die Netze ins Meer hinein
 Bog zum Bersten gefüllt man sie wieder ein.

Vielleicht könnt Ihr, was kommt, nun nicht verstehn:
 Wer sehr viel fängt, der hat noch nichts gewonnen,
 Entscheidend ist, wie hoch die Preise stehn,
 Und steigt das Angebot — ist der Gewinn zerronnen.
 Das Motto dieser Welt, von jeder Phrase entkleidet,
 Es heißt: Nicht der Bedarf, nur der Profit entscheidet!

Drum jauchzten die Fischer nicht, sie sahen schweigend daren.
 Und fuhren mit vollen Kammern in den Heimathafen ein.

Der Fang war reich, doch mager der Gewinn,
 Als Dung tat man die Fische drum verwenden.
 Die Erde nahm die Gabe dankbar hin
 Und gab als **W e i z e n** sie zurück mit vollen Händen.
 Doch Schröderfüllt sah man den neuen Segen,
 Auch dies Geschenk, es kam sehr ungelogen.

Der Preis für Weizen fiel um zwölf Prozent,
 Die Händler raubten sich die dünnen Haare.
 Schon überlastet war der Markt am Kontinent. —
 „Werft in das Meer die überschüssige Ware!“
 Und tausend Tonnen klossen in das Meer.
 Die Schieber wurden reich, die Speicher leer.

Beim Fischen endet, was beim Fisch begann;
 Das Karrenspiel, es fängt von vorne an.

Martin Grill

Lachen im Orient...

Fünf Schwänke aus dem Morgenland — mitgeteilt von Friedrich Steiner

Der Befehl des Kalifen.

Eines Tages ließ der Kalif von Bagdad an die Großen seines Reiches die Botschaft ergehen, daß zu der nächsten Sitzung des Staatsrates jeder Geladene ein Ei mitzubringen habe. Als bald darauf der erlauchte Kreis sich versammelt hatte, erhob sich der Kalif: „Meine Freunde! Gleich wird der Dichter Achmed in unserer Mitte erscheinen. Wir wollen seinen Wit und die Schlagfertigkeit seines Geistes erproben. Verberge ein jeder von Euch das mitgebrachte Ei!“

Als bald darauf der Dichter eintrat, hörte er die zornige Stimme des Kalifen: „Ihr seid alle dumme Hennen und schon längst beleidigt Ihr mit Euren Gegader mein Ohr. Wenn Ihr jetzt nicht sofort meinem Befehl Folge leistet und jeder von Euch rasch ein Ei legt, habt Ihr Euer Leben verwirkt!“ Und sich an den Großwesir wendend, sprach er: „Und Du sollst den Anfang machen!“ Der Vertraute des Kalifen erhob sich, machte seltsame Bewegungen und brachte schließlich ein Ei zum Vorschein. Es kamen die anderen an die Reihe und unter merkwürdigen Zuckungen und Ausrufen legte jeder der Geladenen sein Ei zu Füßen des Kalifen. Verwundert hatte der Dichter Achmed dem seltsamen Vorgang zugehört, als ihm der Befehl zuteil wurde, ebenfalls dem Gebot des Kalifen Folge zu leisten. Achmed erschrak. Er sah die erwartungsvollen Blicke auf sich gerichtet. Da durchsuchte ihn ein Gedanke. Sein Mund öffnete sich: ein schrilles Miskerik erdönte aus dem Mund des Dichters, das noch durch eine dem Flügel schlagen ähnliche Bewegung unterstützt wurde. „Erhabener Herrscher“, wandte sich jetzt Achmed an den Kalifen, „wo so viele Hennen sind, darf ein Hahn nicht fehlen. So laßt mich der Hahn an diesem Hofe sein.“

Der Kalif und seine Würdenträger brachen in herzliches Gelächter aus, ob dieser schlauen Redewendung: „Weil Du Dich auf so kluge Weise aus dieser üblen Situation gezogen hast, sei Dir Deine Bitte gewährt. Du wirst Künstlerin an meinem Hofe der Hahn im Korbe

sein“, schloß der Kalif diese eigenartige Staatsratsung.

Der Urteilspruch des Kadi.

In den Haremsgärten des Kalifen ertappte man einen Kadi. Da das Gesetz für dieses Vergehen die Todesstrafe vorsieht, verkündete der Kalif dieses harte Urteil dem unglücklichen Täter. Der warf sich dem Herrscher zu Füßen und bat: „Gewährt mir noch eine Lebensfrist von drei Tagen. Dann will ich vor Euch hinstreten und nur einen Satz sprechen. Rede ich die Wahrheit, so laßt mich durch das Schwert töten, spreche ich eine Lüge aus, so laßt mich durch den Strick sterben!“

So sonderbar dem Kalifen diese Bitte dünkte, willfahrte er ihr: „Beim Barte des Propheten schwöre ich, daß Dir so geschehen soll, wie Du es verlangst!“

Als die Gnadenfrist abgelaufen war, führte man den verurteilten Kadi vor den Kalifen. Der Delinquent warf sich dem Herrscher zu Füßen, indem er nur den einen Satz sprach: „Ich werde gehent!“

„So ist es!“ bestätigte der Kalif. Der Kadi erhob sein Haupt: „Bedenkt Ihr auch, Beherrscher der Gläubigen, daß Ihr dann Euren Schwur brecht. Denn wenn Ihr mich hängen laßt, habe ich doch eben die Wahrheit gesprochen. Wenn ich aber die Wahrheit spreche, so sollte ich geköpft werden, lautete unsere Abmachung...“

„Gut — so wirst Du eben geköpft werden!“ ordnete der Kalif an.

„Verzeiht, o Herr — auch das widerspricht unserer Vereinbarung. Wenn Ihr mich köpfen laßt, so habe ich mit meinem ersten Satz gelogen, denn ich sagte: Ich werde gehent! Und wenn ich gelogen habe, so müßt Ihr mich durch den Strick hinrichten lassen!“

Jetzt erst erkannte der Kalif, daß der schlaue Kadi ihm eine Schlinge gelegt hatte. Er berief die Weisen seines Hofes und erbat ihren Rat. Aber da keiner von ihnen einen Ausweg suchte, wandte der Kalif sich wieder an den

Verurteilten: „Du hast als Richter oft gute Proben Deines Scharffinnes abgelegt. So sei es jetzt Dir überlassen, das Urteil über Dich zu sprechen!“

Der Kadi verbeugte sich tief und erwiderte in ehrfurchtsvollem Ton: „Großer Kalif, auch ich vermag der Gerechtigkeit nicht sofort aus der Not zu helfen. Jedoch dem Gesetze muß Genüge geschehen und das über mich verhängte Todesurteil bestehen bleiben. Darum rate ich Euch: gewährt mir einen Urlaub von 99 Jahren. In dieser Zeit will ich eifrig über meinen Fall nachdenken und ich hoffe, bestimmt nach Ablauf dieser Frist im Klaren zu sein; andernfalls mögen die Henker ihr Werk vollziehen — falls mich Allah noch am Leben gelassen hat.“ Der Kalif klatschte in die Hände und bedeutete dem Kadi, sich zu erheben: „Gehe hin, mein Sohn und Allah möge Deinen Geist noch lange frisch erhalten!“

Der Derwisch und das Gastrecht.

Bei einem wohlhabenden Muselmanne weilte schon geraume Zeit ein frommer Derwisch zu Gast, der es sich bei der nahrhaften Küche recht wohl sein ließ. Die Frau des Muselmannes wollte aber den gefrässigen Gast loswerden und drängte ihren Mann, den Derwisch zum Aufbruch zu mahnen. „Mag es wohl so sein, wie Du sagst“, erwiderte der Ehegatte, so würde ich mich doch ewig der Sünde zeihen, wollte ich dem frommen Mann unsere Tür weisen.“ Und wieder verging eine Woche, ohne daß der Mönch Niene gemacht hätte, aufzubrechen. Das Weib des Muselmannes wurde ungeduldiger: „Schaff uns endlich den Derwisch vom Halfe. Unsere Schränke und Krüge sind leer!“ Diesem wiederholten Drängen konnte der Hausherr sich nicht länger entziehen und so ging er zu dem anhänglichen Gast, der scheinbar im Gebet versunken, auf seiner Matte saß. „Verzeiht, ehrwürdiger Bruder, wenn ich Euer Andacht störe, doch komme ich nicht ohne Not zu Euch. Denn seht, unser letzter Hammel ist geschlachtet, unsere letzte Grube ist verbrannt, ebenso Pflaumen und Datteln. Nur noch ein wenig Brot ist im Kasten, womit Euch sicherlich nicht gedient ist. Nehmt daher unseren Dank für Eueredeaßende Gegenwart und folgt dem

Winkte Allahs, der Euer Schritte zum besten lenken möge."

"Nun wohl", gab der Derwisch zurück, "wende mich morgen bei Tagesanbruch, dann will ich meine Pilgerreise fortsetzen."

Beim ersten Frühstück trat der Muselman an das Lager seines Gastes: "Erhebt Euch zu Eurer Wanderung, frommer Pilger, der Hahn hat schon gekräht . . .!"

"Was haben meine Ohren eben vernommen . . . Du hast n o ch einen Hahn . . .?" murmelte schlaftrunken der Derwisch, wandte sich zur Seite und schlief weiter.

Die Predigt des Gesandten.

Der Fürst Duffein Malek wollte einen Gesandten an den persischen Hof schicken und da man ihm den ausgezeichneten Prediger Wewana Arschad empfahlen hatte, beschied er diesen zu sich: „Du sollst als mein Abgesandter an den persischen Hof gehen. Da Du aber, wie ich vernahm, dem Bettel sehr ergeben bist, mußt Du mir schwören, dieser Gewohnheit so lange zu entsagen, als Du am persischen Hofe weilst.“

Der Prediger leistete den gewünschten Schwur, bekam reichliche Reisegebarung und langte bald darauf in Schiras an. Der Schah, der von der ausgezeichneten Rednergabe des Gesandten gehört hatte, bat Mevlana um eine Predigt für den kommenden Freitag. Nach dem üblichem Gebet bestieg der Gesandte die Kanzel und predigte mit solchem Feuer und mit so eindringlicher Kraft, daß die Zuhörer tief erschüttert waren. Den starken Eindruck seiner Rede gewahrt werdend, wandte er sich noch einmal an seine andächtige Gemeinde: „Meine Brüder, bevor ich von Euch Abschied nehme, habe ich Euch noch etwas im Vertikalen zu sagen. Ehe ich als Gesandter zu Euch kam, war es meine Gewohnheit, zu betteln, sogar auf der Kanzel. Aber mein Fürst ließ mich schwören, mich während meines hiesigen Aufenthalts des Bettelns zu enthalten. Nun wohl, geliebte Gemeinde, ich habe geschworen, nicht zu betteln und ich werde meinen Schwur halten. Aber so frage ich Euch — auf Euer Gewissen, habt Ihr geschworen, mir nichts zu schenken?“

Nach diesen geschickt gewählten Worten war es mit der frommen Stimmung der Zuhörer vorbei. Sie lachten laut und sammelten vergnügt für den schlauen Prediger, der seinen Eid so geschickt zu umgehen gewußt hatte.

Die Blinden und das Almosen.

Nasreddin Hodjscha, der berühmte türkische Spasmacher, traf beim Verlassen der Moschee auf drei Blinde, die ihn mit demütiger Stimme um ein Almosen baten. Er beachtete sie die Bettlergestalten und sagte dann im vernehmlichen Ton: „Da — nehmt diesen Asper und teilt ihn ebrlich unter Euch!“ In Wirklichkeit gab er keinem etwas. Die Blinden, in der Meinung, daß er das Geldstück irgend einem von ihnen in die Hand gedrückt habe, dankten dem Spender freundlich und wünschten ihm Allahs Segen.

„Nun laßt uns rasch teilen!“ rief einer der Bettler, als er Nasreddin Hodjscha außer Geh- und Hörweite vermutete. „Du hast das Geldstück, Hodsein, laß es wechseln!“ — „Ich habe nichts bekommen!“ verächtete zornig der Bettler. „Natürlich hast Du es bekommen. Ich sah doch deutlich, wie der Fremde Dir was gabte!“ — „Nein — Du selbst hast es — Du Dumdeihn — Du willst uns nur belügen!“ Der dritte Bettler mischte sich jetzt brüllend drein: „Ihr seid mir nette Gauner, spielt mir hier eine Komödie vor, um das Geld für Euch zu behalten. Aber ich habe Euch genau beobachtet!“ Da gerieten die beiden anderen in noch größere Wut und alsbald schlugen die drei

grimmig aufeinander los. Vielleicht hätten sie sich gar noch togeprügelt wegen des vermeintlichen Asper, wenn nicht Nasreddin Hodjscha plötzlich aufgeprallt wäre und die Streitenden mit den Worten geremmt hätte: „Das nächste Mal müßt Ihr blinden Brüder Euer Augen noch besser aufmachen, damit nicht einer den andern verdächtigt, wo doch keiner von Euch etwas bekommen hat . . .“

Beidämmt durch diese derbe Lehre schlichen die vermeintlichen Blinden schweigend von dannen.

Pedro Gonzalez

Der letzte Ritter der Landstraßen

Räubertomantil, sollte man meinen, kommt nur in Jugendbüchern und in schlechten Operetten vor. Die Zeiten, in denen Wegelagerer edlen Sinnes in den Straßengraben auf reiche Kaufherren warteten, die sie dann überfielen, ausraubten, aber den Raub unter die Armen verteilten, hat es wohl nie gegeben. Aber es gab solche Ritter der Landstraßen als Einzelercheinung immer, und es gibt sie sogar in unseren Tagen.

Eben kommt nach 30 Jahren Haft Pedro Gonzalez aus dem Gefängnis. Pedro Gonzalez — das war um die Jahrhundertwende ein Name, den in Spanien jedes Kind kannte. Er war das Oberhaupt einer Räuberbande, die jahrelang in ganz Spanien ihr Unwesen trieb. Ganze Armeen von Koltzisten und Soldaten schlen den Banditen manchemal meilenweit nach, niemals gelang es, irgend ein Mitglied der Bande zu fassen, und schon gar nicht Pedro Gonzalez selbst.

Er war ebenso berüchtigt wie beliebt, und in dieser Popularität lag die Chance seines immer sich wiederholenden Entkommens. Die Bauern verbargen ihn vor der Polizei, in allen Städten hatte er Freunde und Geliebte, und nach einem Raubzug, bei dem es ihm gelang, einen Sad voll Beiseiten zu erbeuten, glück seine Ankunft in einem kleinen Dorf dem triumphalen Einzug eines Eroberers.

Dem wirklich, so unwahrscheinlich es klingt, er warf mit vollen Händen die Goldstücke unter das Volk. Er half, wo er helfen konnte, allen Armen und Kranken. Wohlthätige Stiftungen lebten geradezu von ihm, und kleine Pächter, die vor dem Ruin standen, bezahlten mit seinem Gelde ihre Schulden.

Das wäre vermutlich noch lange so gegangen, wenn nicht eine Liebesgeschichte dazwischen gekommen wäre, die ihm die Freiheit kostete.

Gonzalez verliebte sich in ein Mädchen Manuela. Sie erwiderte seine Leidenschaft, und die Hochzeit war anberaumt. Gonzalez fand es unter seiner Würde, in aller Stille zu heiraten. Er lud Hunderte von Freunden in die Kirche des kleinen Ortes. Und darunter befand sich ein Verräter. Die Polizei umzingelte die Kirche und als die Jungvermählten aus dem Portal heranzitrat, eröffnete sie das Feuer. Es gab ein Handgemenge, Gonzalez gelang es, schwerverwundet zu fliehen. Mit Manuela verlebte er glückliche Tage in der Nähe von Valencia.

Dann aber erkrankte Manuela. Er brachte sie in die Stadt ins Krankenhaus, damit sie die richtige Pflege haben sollte, und er war nicht davon abzuhalten, sie täglich zu besuchen. Viele Male gelang es ihm, unerkannt zu entkommen. Aber bei einem dieser Besuche sah sie die Polizei am Krankenbett seiner geliebten Frau. Um sie nicht aufzuregen, leistete er keinen Widerstand . . .

Er wurde zu nicht weniger als 154 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach vielen Annestien brauchte er nur 30 zu verbüßen. Heute ist er frei. Aber Manuela lebt nicht mehr . . .

St. 2.

Der gerissene Verkäufer



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Schároch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 273.

Von E. Bertrand.

Schwarz: Kc5, Te7, Le8, Sc8, Ba7, c6, g4, h7. (9)



Weiß: Kh6, Ta6, c1, Lb1, g3, Sd8, e2, Ba3, c4. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 269: Dg1—g5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schindler Robert, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, Chimniak Teo, Habl Erwin, sämtlich Nestersitz; Demel Rudolf, Schirmdorf; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Kraus Gerhard, Turn; Hochfelder Hermann, Saas; Burkert Franz, Schönau bei Neu-Titschein; Wand Ernst, Merzdorf; Tessa Franz, Suchel; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Schöffel Anton, Schöbrütz; Proch Anton, Predlitz; Robek Franz und Walter Ludwig, Kwitkau; Sturm Heinrich, Brünn; Trepesch Waldemar, Kleinauzerd; Trltsch Gustav, Wisterschau; Grimmer Emil, Katharinaberg.

SCHLUCKENAU.

Die junge Schachsektion Schluckenau führte zum ersten Male eine größere Schachveranstaltung durch, zu welcher die Genossen aus Rumburg eingeladen waren. Zum Wettkampf, welcher an 10 Brettern ausgetragen wurde, erschienen zahlreiche Schachinteressenten. Ergebnis: 7—3 Punkten für Rumburg. Anschließend gab Gen. Sallmann, Rumburg, eine Simultanvorstellung an 10 Brettern. Genannter Genosse gewann 7, verlor 2 und remisierte eine Partie. Sämtliche Spiele wurden in Schluckenau im Konsumverein ausgetragen.